Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 193. Bromberg, den 9. Oktober 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

Amerikanisches Copyright 1925 by Ernst Keils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

26. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Uhlenkort trat einen Schritt zurück, sah den an, als verstände er ihn nicht.

„Was sagst du? Er . . ."

„. . . Er hob in dieser Nacht den Meeresboden hier und die Insel darauf. Sein Werk!"

Uhlenkort legte die Hände über die Augen.

„Sein Werk, Tredrup! Auch das sein Werk. Die Macht in seinen Händen. Mich graust. Zuviel, zuviel für schwache Menschenhand. Seine Hand umspannt den Erdball. Menschen, Meer und Land sind ihm untertan."

Ein knirschender Ton vom Kiel des U-Bootes riß sie aus ihren Gedanken. Im Schaukeln der Flut hatte das Boot leicht ein unterseeisches Riff gestreift.

„Hallo!" schrie Tredrup. „Sanfte Warnung! Gut, daß ich stoppen ließ. Das Boot in Fahrt . . . es hätte ein böses Leck geben können."

Schon stand er am Maschinentelegraphen. „Achtung! Rückwärts halbe Kraft!"

Langsam schob sich das Boot rückwärts von der Untiefe ab. Das Boot sank, bis es in fünfzig Meter Tiefe ein sicheres Lager auf sandigem Grunde fand.

Die Sonne war untergegangen, als das U-Boot wieder auftauchte. Sie hatten lange beraten, ob sie ebenso wie die Piraten mit dem U-Boot durch den Tunnel fahren sollten. Der Plan war zurückgestellt worden. Erst sollte der Versuch gemacht werden, im Boot durch den Durchlaß zu schlüpfen. Die schwache Besatzung rechtfertigte ein solches Unternehmen.

Eine breite ziehende Wolkenbank verbarg die Mondscheibe, als das Beiboot mit Uhlenkort, Tredrup und einem Dutzend bewaffneter Matrosen abstieß. Mit leisen Ruderschlägen näherte es sich den Korallenfelsen. Nach kurzem Suchen fanden sie den Durchlaß.

Es galt äußerste Vorsicht. Konnte man doch nicht wissen, ob die Tunnelhöhe gleichmäßig durch den zweihundert Meter breiten Korallenkranz lief. Vielleicht gar, daß das Wasser im weiteren Verlauf wieder bis an die Tunneldecke herankam.

In dem ersten Teil der Durchfahrt schoben sie das Boot vorwärts, indem sie die Hände gegen die Decke stemmten. Nach etwa hundert Metern wurde der Tunnel niedriger. Fast streiften ihre Köpfe die Felsenzacken der Decke. Nahm die Höhe so weiter ab, mußte die Ausfahrt zur Lagune versperrt sein.

Da glitzerte es vor ihnen hell auf. Die Strahlen des Mondes, die sich in dem Wasserspiegel der Lagune brachen. Ein paar kurze Stöße noch, und sie waren in der Lagune. Ein Kranz sandigen Strandes darum. An der Ostseite ein Bootssteg.

Darauf zu.

So gute Dienste das Mondlicht ihnen beim Suchen leisten mußte, so groß war die Gefahr jetzt, daß man sie sehen, auf sie schießen könnte.

„Mir nach in den Klippenschatten!" kommandierte Tredrup. „Sind wir im Dunkel, sind die Waffen gleich."

In wenigen Augenblicken war das Boot leer, alles um Tredrup versammelt.

Wo ist Christie? Wo sind die Seeräuber? Das war die Frage. Rings um sie herum das Gewirr der Korallenklippen. Überall Möglichkeiten zum Unterschlupf und zum Versteck.

„Erst Christie!" flüsterte Uhlenkort Tredrup leise zu. Er sah nicht, wie Tredrup bei diesen Worten sein Gesicht zu einer Grimasse verzog.

Erst Christie! Ja, hätte man gewußt, wo sie war! Tredrup nahm das Nachtglas vor die Augen, ging damit die Felsen in der Runde ab. Ein heller schmaler Strich an der nördlichen Felswand, wie ein Pfad kam's ihm vor. Irgendwohin mußte er führen.

Darauf los! Die Hälfte der Mannschaft zurücklassend, schritt er von Uhlenkort und den übrigen gefolgt der Stelle zu.

„Ein Pfad!" flüsterte er Uhlenkort zu. „Ein Pfad, der nach oben führt. Kein unnützes Geräusch! Alles schußfertig!"

Der Pfad ging mit einer scharfen Biegung rechts ab. Tredrup winkte allen, zurückzubleiben, schlich um den Felsvorsprung und ging allein weiter. Wieder bog der Pfad zur Seite, mündete vor einem dunklen Höhleneingang. Ein paar ausgehauene Stufen. Im Lichte des Mondes sah er, daß hier Menschenhand gearbeitet. Vorsichtig trat er in die Höhle. Völliges Dunkel umgab ihn. Er wagte es nicht, die Handlampe aufleuchten zu lassen. Leise schritt er weiter, Schritt für Schritt über den Boden tastend. Da traf an sein gespanntes Ohr das tiefe Atmen schlafender Männer.

Die Seeräuber! Was tun? Mit derselben Vorsicht, mit der er gekommen, ging er zurück, winkte seinen Leuten, ihm zu folgen. Vor dem breiten Höhleneingang fanden sie Platz, sich aufzustellen.

„Alles fertig?"

„Fertig!" kam die Antwort. Er zog aus seiner Tasche eine starke Leuchtpatrone, zündete sie an und warf sie mit einem Schwung in die Höhle.

„Drauf!" gellte sein Ruf. „Drauf!" brach sich der Widerhall im Kreise der Felswände.

Ein paar Schüsse knallten . . . Geschrei Getroffener. Zehn Minuten später lag die Besatzung gut gefesselt am Eingang der Höhle. Ein Toter. Der Offizier, der Kommandant des Atolls. Er hatte sich bis zum letzten Augenblick gewehrt. Dann, als er sah, daß Widerstand aussichtslos, sich mit seiner eigenen Waffe getötet.

„Wo ist eure Gefangene?" schrie es den Gefesselten von allen Seiten zu. Ein Verwundeter, der nicht gebunden, deutete mit dem Arm zur anderen Wand der Felsen.

„Da drüben, wo das Licht glänzt."

Im Nu flogen alle Köpfe herum. Schon stürmte Uhlenkort den Pfad hinunter, kaum, daß ihm Tredrup folgen konnte.

Dann standen sie keuchend am anderen Rand der Lagune, suchten nach dem Aufgang zum Licht. Ungeduldig lief Uhlenkort an den zackigen Wänden der Felsen entlang.

Da kam das Licht von oben herunter. Verschwand hinter einem Felsenvorsprung, tauchte wieder auf . . . Verschwand wieder . . . War unten am Strand der Lagune.

„Christie Harlessen! . . . Christie!" schrie Uhlenkort. „Bist du's?"

„Ich bin's, Walter!"

Das Licht fiel zur Erde . . . verlosch . . .

*

Guy Rouse saß in seinem Arbeitszimmer. Er war allein. Eben hatten ihn drei befreundete Abgeordnete verlassen. Sie waren gekommen, wie um einen Freundschafts-

besuch zu machen. Doch Rouse hatte sie durchschaut. Der eine, der Wortführer Teddington, hatte vergeblich versucht, in der Unterhaltung wie beiläufig Fragen einzuflechten, die mit der Börse, den Kanalaktien im Zusammenhang standen.

Er hatte durchblicken lassen, daß der hohe Stand der Kanalaktien noch keineswegs der höchste sei.

In der letzten Woche hatte der Aktienkurs eine schwindelnde Höhe erreicht. Rouse überflog die Börsenberichte Amerikas, verglich sie mit den Kursen der übrigen Welt. Die Amerikanischen hatten immer einen kleinen Vorsprung. Der war heut größer denn je.

Es ist höchste Zeit, murmelte er vor sich hin. Man scheint anderen Orts mißtrauisch zu werden. Auch ohne diese überraschende Nachricht meines Agenten, daß die Kanalsohle nach zuverlässigsten Messungen an verschiedenen Stellen sich beinahe dreihundert Meter gehoben hat. Ein glücklicher Zufall, daß es nicht irgend einem Kapitän einmal einfiel, Messungen des Schiffahrtsamtes nachzuprüfen!

Rouse saß am Tisch und schrieb. Ein chiffriertes Telegramm an seine Börsenvertreter an den Hauptplätzen der Welt.

Der Auftrag, den Restbestand seiner Aktien morgen noch bestens zu verkaufen. Es waren viel Aktien, die Guy Rouse besaß, die er durch diese Aufträge auf die Börsenmärkte warf. Die Kurse mußten daraufhin zweifellos nachgeben. Aber was bedeutete das gegenüber dem Sturz, der kommen mußte, wenn er das Steigen des Kanalbettes der Öffentlichkeit in geschickter Weise bekanntgab? Am Tage nach diesen Pressenotizen mußte an allen Börsen eine Deroute in Kanalaktien ausbrechen. Dann würden seine Börsenvertreter in der ganzen Welt unter der Hand riesenhafte Rückkäufe machen. Schon am Abend dieser Rückkäufe würden neue Pressenotizen die Veränderung der Kanalsohle als unbedenklich hinstellen. Der Kurs würde sich wieder heben, zumal er, der Präsident der Gesellschaft selbst, dann offen als Käufer auf den Markt treten würde.

Ein kaum wahrnehmbarer Schimmer im Osten kündete den neuen Tag. Der einsame Mann in Saltadera ließ sich am Arbeitstisch nieder. Das energetische Bild des Kanals erschien an der Wandfläche.

Seine Finger bewegten einen kleinen silbernen Tokschor. Die Blätter der Trommel glitten langsam an seinem Auge vorbei. Er schüttelte den Kopf.

Nichts! Nichts! Das Schicksal geht seinen Weg unbeirrt, rücksichtslos. Menschenleben auf seinem Weg ... das Rad geht darüber hinweg. Ihr Schicksal!

Der kleine Apparat ... klein im Verhältnis zu den Riesenenergien, die er lösen und steuern konnte. Er, sein Meister, der ihn gebaut nach dem Geheimnis des Tokschars. Des Tokschars, der ihm von der Mutter überkommen. Schicksalswendung! Er, der Erbe des Geheimnisses, das einmal das Schicksal drei Männern anvertraute, als es galt, Millionen von Menschen vor Not und Tod zu bewahren. Drei ... drei Männer ... drei Ringe. Jeder trug einen von gleicher Arbeit. Zwei davon zusammengefügt an seiner Hand. Sein Auge ging zum Finger der Rechten. Wie die Windungen einer Schlange ein doppelter Ring goldener Spiralen. Zu schwer für den schmalen Finger. Die Hand, wie wenn sie das Gewicht des Ringes nach unten zog, war vom Tisch gesunken.

Zu schwer die Last, die das Schicksal einst auf drei verteilt, auf meine Schultern legte ... der dritte Ring? ...

Sein Leben, was war's von den Tagen an, bis zu denen die Erinnerung zurückging? Die Mutterarme ... die einzige glückliche Erinnerung ... kurz, zu kurz! Auch sie war von ihm gegangen. An dem Tage, an dem sie starb, war ein Fremder gekommen, ein greiser Mann, hatte ihn mitgenommen. Dorthin, wo die ewige Wiege der Menschheit gestanden.

Nichts von den Freuden der Jugend, des Lebens. Die Jahre waren verstrichen, bis der Tag kam, an dem der Alte die Bürde auf seine Schultern legte, die Schultern, so schwach, so gebrechlich. Er hatte sich gesträubt. Der hatte seine Hand ergriffen, zwei Ringe über den Finger gestülpt. Zu groß ... viel zu groß. Der andere hatte leise darüber gestrichen, und dann saßen sie fest, fest an seinem Finger, als wären sie angeschmiedet. Festgeschmiedet wie die Ringe an den Füßen der Galeerensträflinge.

Als er, verzweifelnd an sich, an seiner Kraft, das Leben von sich werfen wollte, hatte der alte Lehrer ihm erzählt von jenen dreien. Erzählt von dem einen, der sein Vater war, erzählt von dem anderen, der, der Stärkste unter ihnen, doch zu schwach gewesen, die Last zu tragen, dessen Geist der Versuchung erlag, der starb im Kampf mit dem Schicksal selbst, ein Abtrünniger, Verlorener.

Der Alte hatte ihn eines Tages von sich geschickt, zurück nach den Stätten der Geburt, der Heimat. Das Schicksal ging seine Wege, unbegreiflich für Menschenherzen. Einer hatte ihn, den Träger, den Boten des Schicksals, vom Tode gerettet. Der war sein Freund geworden, war es geblieben.

Freundschaftsdienst war's, den er jenem erwies, als er die Schicksalsmacht benutzte, um ihm zu helfen. Er hob das Atoll. Ein kleines Spiel war's für ihn. Aber hatte er die Macht nicht mißbraucht?

Ans Werk! Eine Stimme im Innern rief es ihm zu.

Mein Werk! Er deckte beide Augen mit den Händen, saß, sammelte sich zur Tat. Er trat zum Tisch. Vor ihm gleißte der silberne Glanz des Tokschors. Er ergriff ihn, drückte ihn an seine Brust. Dann berührten seine Finger den Apparat. Die Augen glitten von ihm zu dem Bild an der Wand und wieder zurück. Die Tiefen der Erde taten sich vor ihm auf. Ein letzter Hebelgriff am Apparat. Dessen Kräfte begannen zu spielen. Hunderte Kilometer tief unter der Sohle des Kanals arbeiteten sie. Die trägen Sialmassen gerieten in Bewegung. Die Massen dehnten sich aus, wurden leichter in der Ausdehnung, strebten Ausweg suchend nach oben, hoben die Decke, sprengten sie. Sie barst. Die Sialmassen zerrissen, wichen dem Druck. Die Erdrinde kochte. Die eingesprengten Magmamassen, dem Druck folgend, öffneten ihre Arme dem einströmenden Wasser. Wasser und Feuer sich verbindend zu unheilschwangerer Ehe. Hoch auf flog der dampfende Gischt. Die Erschütterungen der Explosionen kreisend, zitternd nach allen Seiten, stürzend das, was noch von früher her stand auf den Zungen des Isthmus.

Der Isthmus, mitgetroffen, mitgerissen von den unterirdischen Kräften, strebte zitternd, bebend zur Höhe. Berge taumelten, in sich zusammenstürzend. Das Bild des Isthmus, schon einmal durch die Eruption bei der Kanalsprengung verändert, zerstört ... jetzt erneut ein Chaos.

Menschenleben — das Rad des Schicksals rollte darüber hinweg.

Die Hände ließen ab. Er sank auf einen Stuhl, barg sein Gesicht mit den Händen. In seiner Seele schrie es: „Zuviel! Du Schicksal!"

Und dann war es ihm, als stünde der neben ihm, der Alte: Er legte die Hände über seine Stirn, strich darüber. Dessen Mund flüsterte Worte in sein Ohr. Die Worte von einst.

Er richtete sich auf und starrte um sich. Der Tokschor! Er war in seiner Hand, seine Finger hatten ihn umklammert.

Der Kanal! Der Isthmus! Hoch ... Höher als je! Die Sohle des Kanals ... wasserlos! Ein steiniger Pfad von Norden nach Süden. Er schreckte zusammen.

Fieberhaft arbeiteten die schmalen Finger. Die Bewegungen in den unterirdischen Massen ließen nach. Der gehobene Isthmus sank, ein Ruck ... Er stand.

Das Bett des Kanals, da lag's wieder, ein blaues Band, die Ozeane vereinend. Kleiner, schmaler, so wie es Menschengeist sich geträumt. Verbindungsweg für Osten und Westen, ungehinderter Pfad für die Weltwirtschaft. Die Wunden der Erde, von verbrecherischer Hand geschlagen, geheilt.

Das Bild glitt zurück. Einen Augenblick zitterte seine Hand. Der Freund! ... Der Golfstrom?

Ein wütender Prall an der neuen Schranke. Die Wasser des Stromes tobend, wühlend an der Sperre. Die stillen Fluten der Karibischen See, ein aufgewühltes, stürmisches Meer.

Neuer Tod ... neue Vernichtung für das, was da sich befand.

Der Freund ... in Überwasserfahrt?

Wie im Fieber ging die Hand zum energetischen Fernseher. Die Oberfläche des kochenden, schäumenden Meeres. Darunter die Wogen des Golfstromes bis in ihre tiefsten Tiefen aufgewühlt. Ein Unterseeboot darin. Bald hoch ... bald tief rissen es die Strudel. Mit starren Augen verfolgte er jede Bewegung des Bootes. Jetzt ... fast an der Oberfläche ... jetzt hinabgerissen in Tiefen ... Tiefen, deren Druck die Wände des Bootes unmöglich standhalten konnten.

Seine Hand ging zum Strahler. Dessen Kräfte wirkten in den Tiefen der aufgewühlten See, endigten die Wirbel, zähmten die Strudel.

Kurs Nord zu Nordost hätte er ihnen zuschreien mögen. Da glitt das Boot Nord zu Nordost heraus aus den Strudeln des Stromes, während die nach Norden umbiegend den alten Weg nahmen.

Das Werk vollendet! Der Strom im alten Bett! Das Boot in glücklicher Fahrt auf ihn zu nach Saltadera. Kaum noch, daß seine Finger den Strahler und Fernseher zur Ruhe setzen konnten. Mit Mühe schritt er ins Freie. Am Stamme einer Pinie fiel er zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Angst.

Skizze von Hanns Lerch-Dresden.

Doktor Schmidt meinte, Angst sei reine Nervensache. — Hartmann streckte herausfordernd das Kinn vor: „Halten Sie mich für nervös, Doktor?“

Die blonde Eva lachte klingend: „Wenn's nach den Nerven ginge, dann hätten Sie bestimmt keine Angst.“

Hartmann nickte. „Einmal in meinem Leben habe ich dennoch Todesangst bis zur Eiseskälte, bis zur Siedehitze ausgestanden ... Es war kurz nach meiner Hochzeit. Ich mußte verreisen. Nicht etwa, daß Helene, meine Frau, auf dem Bahnsteig den Namen Färwer erwähnte, beunruhigte mich, mißtrauisch war ich auch nicht, — das ist man in den ersten Wochen der Ehe nie, aber ich trat trotzdem mit recht unsicheren Gefühlen die Reise an.“

„Wer war denn dieser Färwer?“ fragte Eva.

Hartmann zündete sich langsam eine Zigarre an:

„Ein armer Unglücklicher, den ich nur nach einem Bilde kannte. Lange vor unserer Hochzeit erzählten die Leute, habe sich ein Ingenieur Färwer sterblich in meine jetzige Frau verliebt. Ein eigenartiger Herr übrigens, der nur dem Studium des Atomzerfalls lebte. Jetzt stand sein kleines Landhaus längst leer. Er habe sich überarbeitet und wäre in einer Nervenanstalt, sagen die einen; die anderen, er sei aus verschmähter Liebe tiefsinnig geworden. Helene zeigte mir sein Bild. Die tiefliegenden, trüben Augen hatten etwas Krankhaftes. Aber noch etwas verzerrte sein Gesicht fast zur Teufelsfratze, — eine fingerbreite Narbe, die sich über die ganze Stirn zog. Als Helene in der Zeitung las, einige Insassen des nahen Irrenhauses hätten die Wärter überwältigt und seien geflohen, stand es für sie bombenfest, Färwer müsse auch mit dabei gewesen sein. Sie bat mich, die Reise aufzuschieben, zumal sie sich einbildete, sie habe in der Dunkelheit einen verdächtigen Menschen um unser Haus schleichen sehen.

Die guten Tanten berichteten noch dazu, ein unbekannter Herr habe bei dem Photographen Jertrum sehr lange vor dem Schaufenster gestanden, in dem unser Bild als Brautpaar ausgestellt war.

Trotz alledem benutzte ich den Nachteilzug und wählte ein leeres Abteil zweiter Klasse, um am Morgen frisch anzukommen. Es war ein alter Wagen mit völlig abgetrennten Abteilen.

Helenes wehendes Tuch verschwand im Dunkel. Der Zug lärmte klappernd durch die Nacht. —

Ich nahm eine Zeitung zur Hand und braunte mir eine Zigarre an. Vor X. war kein Aufenthalt, eine Stunde also hatte ich mindestens Ruhe.

Ich muß wohl eingeschlafen sein. Kein Wunder, meine Freunde hatten es sich nicht nehmen lassen, mir am Vorabend eine Abschiedsbowle abzunötigen. So wachte ich erst weit hinter X. auf.

Ich war nicht mehr allein. Mir gegenüber saß ein Reisender. Sein Gesicht konnte ich vorerst nicht sehen, da er ebenfalls die Zeitung las. Da fuhr der Zug durch eine Kurve, so daß das Zeitungsblatt seine Stirn freigab, seine Stirn — und eine schmale weiße Narbe! Das Blut stieg mir langsam in den Kopf, etwas lief kalt über meinen Rücken; denn jetzt sah ich ein kleines Loch in der Zeitung, hinter dem ein schwarzes Auge voll unendlichen Hasses mich anfunkelte.

Meine Sinne waren mit einem Male wach. Ich wollte die Rechte bewegen — und es ging nicht, dann die Linke — — es ging ebenfalls nicht! Irgend etwas hielt mich an den Handgelenken fest.

Und jetzt ließ der Andere die Zeitung vollends sinken. Seine Züge verzerrten sich zu teuflischem Hohn. „Sie machten mir's leicht, Sie zu fesseln, denn — — Sie schliefen!“

„Herr, wer sind Sie?!“

Der Andere beugte sich vor. „Ich bin Färwer, dem Sie das Weib nahmen!“

„Was wollen Sie von mir.“

Seine Augen gleißten auf. „Helene ist Ihre Frau, ist nicht mehr — frei! Ich will Helene die Freiheit wiedergeben!“

Ich schielte nach dem Hebel der Notbremse.

„Beunruhigen Sie sich nicht,“ höhnte Färwer, „der Bremshebel ist weit genug von Ihnen entfernt. Die Fesseln Ihrer Handgelenke aber sind mit den Eisenstangen des Sitzes verbunden, sie halten! — Ich will Sie auch nur so weit belästigen, als ich muß. Sie fanden den Weg zu Helene allein, Sie werden ihn auch allein von ihr finden müssen.“ —

Ich erwartete, Färwer würde irgend eine Waffe ziehen, doch — er machte sich nur an seiner Westentasche zu schaffen, holte eine ziemlich große Taschenuhr heraus, die ein Gehäuse von matiertem Stahl zeigte.

„Eine nette Uhr,“ lachte er. „Jeder Mensch wird denken, es sei nichts als eine Uhr. Aber sie ist mehr!“ Wie im Selbstgespräch fuhr er fort: „Hassen Sie Uhren nicht auch, weil sie einem mit unumstößlicher Gewißheit zeigen, daß jede klingende Sekunde einen Schritt zum Tode bedeutet? Diese Uhr macht aus Schritten Kilometer, nein, Meilen! In dem Gehäuse ist ein winziges Teilchen Knallquecksilber, das sich in genau 30 Minuten durch einen Stich einer ganz feinen Nadel entzündet, sich und einige Gramm Chlorstickstoff! — Gelt, Sie staunen, daß mir das gelungen ist, dieses Chemikal gegen Stoß unempfindlich zu machen. Chlorstickstoff ist aber auch der prächtigste Sprengstoff der Welt! So werde ich Ihr Herz von Helene befreien. In Atome werden Sie zerstieben!“

Meine Augen irrten zu dem Fenster.

„Keine Besorgnis“, sagte er fast liebenswürdig, „die Türen sind abgeriegelt, einen Nachschlüssel besitze ich, und überdies hängt an jedem Fenster ein Schild: „Dienstabteil“.

Er erhob sich. „Und jetzt gestatten Sie, daß ich mich empfehle und Ihnen die Uhr überreiche.“

Ich bewegte meinen Oberkörper heftig. Doch er packte mich mit eisernen Fäusten und steckte die Uhr in die eine obere Westentasche.

In diesem Augenblick knirschten die Bremsen.

„Die Uhr sitzt gut, gerade über dem Herzen“, sagte er eigenartig dumpf, ging zur Tür und verschwand.

Ich hörte noch, wie er das Abteil verriegelte.

Der Zug hielt.

Ich versuchte an meinen Fesseln zu rütteln, mit den Füßen auf den Boden zu stampfen, mit dem Hinterkopf gegen die Wand zu schlagen. Oh, es war noch eines von den alten Abteilen, es war zu gut gepolstert. Der rote Plüsch erstickte jeden Laut.

Eine letzte Hoffnung glühte in mir auf, — es möchte sich jemand an der Abteiltür zu schaffen machen.

Der Riegel bewegte sich —, jedoch, man mochte draußen sehen, das hier ein Dienstabteil sei. Die Schritte verklangen wieder auf dem Bahnsteig. —

„Tick, — tick, — tick, —“ klang die Uhr leise.

Und jetzt setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Bis zum nächsten Haltepunkt waren es gut zwei Stunden Fahrt.

Ich dachte an Helene, an die kurze glückliche Zeit der Ehe.

„Tick, — tick, — tick, —“ klang die Uhr leise. Glück! — Glück! — höhnte sie.

Ich rüttelte an meinen Fesseln, bis die Handgelenke schmerzten. Sie hielten eisenfest. Da schoß ein Gedanke durch mein Hirn. War mein Kopf — war mein Genick nicht frei? Mit den Zähnen versuchte ich die Westentasche zu erreichen, in der ich die Uhr fühlte. Das gelang mir nach unendlichen Mühen, in denen die klingenden Sekunden in einem feurigen Chaos um mich zu kreisen schienen.

Und mit den Zähnen zog ich die Uhr aus der Tasche. Dann beugte ich den Oberkörper weit vor, bis ich meine Rechte erreichen konnte. „Die Uhr jetzt aufziehen, bis die Feder platzt, dann muß das Werk stehen! Nein, da konnte jener Teufel irgend eine mechanische Auslösung angebracht haben, die den Sprengstoff dennoch entzündete. Aber doch, wenn das Werk stand, konnte der Stift das Quecksilber nicht treffen, der Chlorstickstoff sich nicht entzünden. Die Zeit schien wie ein brausender Strudel zu rasen!

Ich wußte kaum, wieviel Minuten verflossen — — da fand ich es!

Ich drückte mit den Fingern der gefesselten Rechten das Uhrglas entzwei, sah, daß die Zeiger gerade auf 8 Minuten nach 2 Uhr standen, und da gelang es mir, den großen Zeiger so umzubiegen, daß er sich wie eine Klammer vor den kleinen legte: so mußte das Werk stehen bleiben.

„Tick, — tick, — tick,“ — — tönte die Uhr. Meine Augen bohrten sich fast in das Zifferblatt, ich hielt den Atem an, meine Blicke verwirrten sich.

Da, — — jetzt berührte der große Zeiger den kleinen. Noch immer tickte die Uhr!

Nein, jetzt schien es aufzuhören! Zitternd verfolgte ich den Lauf des Sekundenzeigers. Das Ticken wurde schwächer.

Ich atmete unermeßlich tief auf. Die Uhr stand!

Behutsam ließ ich sie aus dem Munde auf das Polster des leeren Nebensitzes gleiten. Dann wußte ich nicht mehr, was geschah. Schwarze Wolken hüllten mich ein, und ich verlor das Bewußtsein. — —

Als ich erwachte, hörte ich Stimmen um mich, fühlte einen scharfen, stechenden Geruch in der Nase, sah einige Beamte der Bahnhofspolizei, die Bruchstücke meiner Fesseln in der Hand hielten.

„Was war denn mit Ihnen?“ fragte ein Inspektor.

Ich erzählte alles. Ein Beamter nahm's zu Protokoll.

„Wir haben nachgesehen“, sagte er, „es fehlt aber nichts, weder Geld noch Schmucksachen!“

„Wo ist die Uhr?“ fragte ich mühsam.

„Die Uhr“, lachte der Inspektor. „Was ist eigentlich mit dieser Uhr los?“

„— Eine Höllenmaschine“, stöhnte ich.

„Unsinn!“ lachte der Uniformierte, „eine ganz gewöhnliche Zwiebel aus Großvaters Zeiten. Jemand scheint sich den Scherz gemacht zu haben, die Zeiger zu verbiegen!“

Ich zwang mich zur Besinnung und ging.

„Übrigens", hörte ich den Inspektor von der Tür aus zu einem Beamten sagen, „haben Sie den armen Verrückten, den wir im Zuge aufgegriffen haben, gut verwahrt?"

Es erfolgte auf meine Aussagen nichts. Die Uhr bat ich mir aus und erhielt sie auch. Sie liegt noch heute mit den verbogenen Zeigern in meinem Schreibtisch.

Schänken und Schankpolitik in alter Zeit.

Historische Studie von **Dora Zantner-Busch.**

Das ganze Schankwirtschaftsgewerbe, von der einfachsten Landeinkehr bis zum elegantesten Luxushotel ist heute an obrigkeitliche Konzession gebunden, die schon seit mittelalterlicher Zeit zuweilen nicht gar so streng gehandhabt wurde, aber immerhin da war. Es gab damals in den deutschen Ländern ein genau umschriebenes Schankkonzessionswesen, das wohl hin und wieder gelockert, auch manchmal aufgehoben wurde, um aber stets von neuem der Ordnung und Zucht halber eingeführt zu werden. Endlich machten auch noch die häufigen Klagen verschiedener Gewerbe die Aufstellung fester Schranken notwendig, um gegenseitige Beeinträchtigungen möglichst auszuschalten.

Der Verschleiß geistiger Getränke wurde in der Regel Wirtshäusern übertragen, und diese selbst waren sogenannte „Ehehaftstaferne", deren Beleihung und Beaufsichtigung von den Landesregierungen bzw. deren Behörden und Beamten ausging. „Ehehaftstaferne" — in alten Urkunden findet man meist nur das kurze Wort „Etäfern" — ist der altdeutsche Begriff für Realkonzession, für ein Schankrealrecht, das auf einem Gebäude ruhte, also nicht persönlich verliehen war. Immerhin gab es auch erbliche Verleihungen der Schankgerechtsame, wie zahlreiche „Erbbriefe" in alten Gemeinde-, Kloster- und Staats-Chroniken und -Archiven ausweisen.

Eine alte Ehehaftsurkunde — Ehehaft ist überhaupt die altdeutsche allgemeine Bezeichnung für rechtsgültig, vom Gesetz anerkannt — aus dem Jahre 1508, in der die „Tafern", also die Schankstätte zu Wettstetten im Frankenlande verliehen wird, bemerkt ausdrücklich als unstatthaft, daß „fonsten jemandt sich unterstehe in dem benannten Dorff Wettstetten zu schenkhen, sey es mit offen oder verschlossenen Zapfhen". — Zugleich unterrichtet aber diese Urkunde den neuen Inhaber der „Tafern" über seine Pflichten: „er soll auch die Maaß geben un schenkhen als an dem Ende bisher Gewonheyt geweſt is und das Dorf zu seyner Zeyt mit Trankh un anderem so sich eyner Tafern gebühret un nach Nottdurf versehen". — Eine andere Ehehaft aus der Gemeinde Unterstall bei Eichstätt von 1527 schreibt dem Wirte vor, „die Nachparschafft das gantze Jar mit Wein und Pir und schönen Protten versehen, so gutt ers gehoben (bekommen) mag, und an eyner Maß Wein, so er ausschenkht, 1 Pfennig, an ayner Maß Pier 1 Heller als Gewin zu nemen". — Hier hat man es also mit einer festen Normierung des Schanknutzens, gewissermaßen mit einer Bier- resp. Weinpreisfestsetzung zu tun.

Wenn der Wein „verführet", nämlich aus einem andern Ort und Weinlage eingebracht wurde, so durfte der Nutzen auch nicht höher sein.

Ausschließliche, auf Anwesen und Personen bestimmt festgelegte Schankbefugnisse scheinen sich übrigens erst im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts in Deutschland, so in Bayern, Franken, Schwaben usw. eingebürgert zu haben. Noch im 15. Jahrhundert bestand eine gewisse Gleichberechtigung der Gemeindebürger in dieser Beziehung, wenn auch hin und wieder schon etwas Einschränkung zu bemerken ist.

Ein Nassenfelser Zinsbuch berichtet etwa um 1450 bezüglich der Gemeinde Pettenkofen: „. . . item will ayn jeglicher zu Pettenkoffen wol schenkhen an Wein und Pir wann er will". — Lediglich die vorgeschriebenen Abgaben an den Pfleger und Kastner (heute an's Finanzamt) waren von dem Ausschenkenden zu entrichten.

Ein Ehehaftsrecht des Pfarrdorfes Schönfeld bei Dollnstein in der fränkischen Schweiz enthält folgenden Passus: „. . . item wer schenkhen wil zu Schönfeld, der sol empfahen von dem Pfleger un nit mer geben denn 3 Pfenning. Auch wenn ayn fremder Mann zu Schönfeld fährt un da schenkhen wil, an aynem Chirchtag oder sunst, der sol geben davon dem Pfleger ayn Virtel Wein; un ob ayner nit ob der Aex schänkht oder lüdt seyn Wein ab, was Trankhs es wär, so mag ihme der Wirt von Schönfeld den Boden wol aus dem Faß stoßen un daran hat er gen nimandt gefrevlet."

Diese Verordnung ist einfach prachtvoll! In Schönfeld durfte beileib kein fremder Trank verzapft werden. Das war streng verboten, und der fremdländische Zapfler wurde nicht geschützt. — Was tun nun diese hochwohlweisen Väter, die „Vierer" der Gemeinde von Schönfeld, um ja dem Pfleger „ayn virtel Wein" zu retten? Sie verordnen, daß ein fremder Mann wohl „ob der Aex", also über der Achse, auf seinem Wagen ausschenken kann, denn dadurch kommt — getreu dem Gesetze — kein „ausländischer Tropfen" auf Schönfelder Boden! Lädt er aber seinen Wein oder was es sonst ist ab, und berührt damit Schönfelder Boden, so kann ihm jeder konkurrenzneidische, radaulustige Wirt den Faßboden ausschlagen oder einstoßen, ohne daß er dadurch straffällig würde und wäre! — Ob unter dem „Virtel Wein" ein Viertel des ganzen fremden Vorrates oder nur ein Viertel nach dem damals üblichen Maße gemeint war, etwa ein viertel Liter, ist nicht geklärt. —

Die ursprüngliche Allgemeinheit des Schänkrechtes dokumentierten Eintragungen in ein aus dem Jahre 1444 stammendes „salbuch" des Frauenstiftes Niedermünster bei Regensburg. (Ein Salbuch ist nach altgermanischem Sprachgebrauch soviel wie Kataster, und ist wohl mit einiger Sicherheit von dem althochdeutschen Worte „saljan" = übergeben abzuleiten.)

Es durften außer der „ehtafern" von Schierling alle dort ansässigen oder auch benachbarten Hintersassen des Stiftes, also dessen Zinsleute, Pächter gewissermaßen, sofern sie dem Stift nur tüchtig Zinsen und Vogteigebühr leisteten, von Michaeli bis Martini eines jeden Jahres „schänkhen un feil haben, was sie nur wöllen". — Das gleiche war den Leuten von Herrensaal und Kehlheimwinzer erlaubt, mit dem Wortlaut, daß neben der „straztapfern" (Straßentafern) zum Niedersaal vom Beginn der Weinlese bis zu St. Nikolaustag jeder sein Eigengewächs verzapfen dürfe. Auch das Bierbrauen war den Leuten freigegeben, jedoch nur zum Eigengebrauch. Dieses Privatbrauen hat sich ja auf dem Lande noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. So mancher unserer Vorfahren sott noch seinen Haustrank in einer Art Waschkessel selbst ein. —

Immer war die Biersiederei und die Bierbeschaffung für die Landbewohner und Landwirte nicht frei; sie waren vielmehr meist zum Bezug ihres Ausschankes auf die stiftischen oder sonst landesherrlichen Bräuhäuser angewiesen. Erst gegen 1760 kam dies ziemlich lästige Bannrecht in Wegfall, und jedem ward nach behördlicher Kellerkontrolle am Ende der Sudzeit, ungefähr so Anfang April eines jeden Jahres, der Ausschank freigegeben.

Nach dem bereits erwähnten Regensburger Salbuch ist auch ersichtlich, daß die Berechtigung des „Täfners" oder Tafners, also des Tafernbesitzers, eine ziemlich weitgehende und vor allem unter Umständen ein recht einträgliches Geschäft gewesen ist. Ihm gebührte nicht nur die ununterbrochene Schänkgerechtigkeit, sondern ihm ward auch noch prinzipiell das Recht verbürgt auf „trukkene Kauffmannschaft". Er durfte sich also noch mit dem Handel mit Fischen, Geflügel und Wildpret befassen, besaß das Recht zum Gewerbebetrieb eines „Häring- und Ölverkäufers im Großen". Andere, demnach „Kleinverkäufer", mußten diesem privilegierten Herrn die Befugnisse des Weiterverkaufs durch ein jährliches Geld- oder Naturalreichnis abkaufen. Genau so mußte dies mit dem Recht zum vorübergehenden Schänken auf den „Chirchtagen" zu Kirchweih und sonst hohen Festzeiten gehalten werden.

Der Ehhaft- resp. der Ehetafernbesitzer zu Schierling, dieser mächtige Mann, hatte sogar urkundlich die Originalmaße für Flüssigkeit und „trukkene" Gegenstände zu bewahren und überhaupt die Kontrolle über die Maße und Gewichte neben der Brotschau auszuüben. — Mit Fleischbeschau gab man sich damals noch nicht ab.

Übersieht man all diese Verordnungen, so erwachsen sie folgerichtig aus dem hochlöblichen obrigkeitlichen Bestreben, den eingesessenen Handel und die Produktion vor fremden Eingriffen und lästiger Konkurrenz zu schützen. Letzten Endes aber auch im Interesse des Gemeinde-, Stadt-, Stift- oder Landessäckels, der halt immer nach Steuern und Abgaben, nach dem „herrschaftlichen Ungeld" hungrig war, und auch heute noch ist . . . Und der leider nie gesättigt werden kann.

Gedanken.

Von **Richard von Schaukal.**

Geschichtlich beurteilen, heißt mit dem ewigen Irrtum rechnen.

*

Weißt du wirklich, daß du nichts weißt?

*

Wahrheit ist unbeweisbar.

*

Das Tier ist ganz Gegenwart, der Mensch immer schon Zukunft oder wieder Vergangenheit.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.